Nr. 223. 18. Jahrgang.

# Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt“) beträgt: durch die Post bezogen ohne Bringegeld monatlich ℳ 1,20, vierteljährlich ℳ 3,60; durch die Kolporteure wöchentlich 30 ₰ frei ins Haus.
Einzelne Nummer 5 ₰. Sonntags-Nummer mit illustrierter Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“ 10 ₰.
Verantwortlicher Redakteur: Gustav Wabersky in Hamburg.

Donnerstag, den 22. September 1904.

Anzeigen werden die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 30 ₰, für den Arbeitsmarkt, Vermietungs- und Familienanzeigen mit 20 ₰ berechnet.
Anzeigen-Annahme in der Expedition (bis 6 Uhr Abends), in den Filialen (bis 4 Uhr Nachmittags), sowie in sämtlichen Annoncen-Bureaux.
Redaktion und Expedition: Fehlandstraße 11 in Hamburg 1.

Filialen: Süd-St. Pauli bei Carl Lementzow, Davidstr. 35. Nord-St. Pauli, Eimsbüttel, Langenfelde bei Carl Dreyer, Margarethenstr. 48, Eimsbüttel. Hoheluft, Eppendorf, Groß-Borstel und Winterhude bei Ernst Großkopf, Lehmweg 51, Eppendorf. Barmbeck, Uhlenhorst bei Theodor Petereit, Bachstr. 12, Barmbeck. St. Georg, Hohenfelde, Borgfelde, Hamm, Horn und Schiffbeck bei Carl Ortel, Baustr. 26, Borgfelde. Hammerbrook, Rotenburgsort, Billwärder und Veddel bei Rud. Fuhrmann, Schwabenstr. 33, Hammerbrook. Eilbeck, Wandsbeck und Hinschenfelde bei Franz Krüger, Sternstr. 36, Wandsbeck. Altona bei Friedrich Ludwig, Bürgerstr. 118, Altona. Ottensen, Bahrenfeld bei Johannes Heine, Bahrenfelderstr. 140, Ottensen.

**Hierzu zwei Beilagen.**

## Der Mädchenhandel.

In Zürich haben sich eine Anzahl Menschenfreunde zusammengefunden zu einer internationalen Konferenz gegen den Mädchenhandel, von der wir deshalb Akt nehmen, weil sie uns zeigt, welche Auffassungen dieser Pestbeule der Gesellschaft, ihrer Ursachen und ihrer Wirkungen, in den Kreisen der „oberen Zehntausend“ bestehen. Denn lediglich diese Klasse war bei der internationalen Konferenz vertreten. Gelehrte, Professoren, Pastoren, inaktive Offiziere, höhere Polizeibeamte und Damen aus der bürgerlichen Frauenbewegung gaben der Versammlung ihre Physiognomie. Damit war aber auch schon gegeben, daß die Auffassung der Sache eine einseitige sein und bleiben mußte. Der Geist, der die Versammlung beherrschte, ergibt sich daraus, daß auf Antrag eines preußischen Majors a. D. eine Resolution angenommen wurde, welche verlangt, daß in allen Ländern die schärfsten gesetzgeberischen Maßnahmen gegen die Zuhälter und ihr Gewerbe ergriffen werden sollen. Bumm! Damit glaubt man wohl die Frage theoretisch gelöst zu haben.

Aus den Verhandlungen selbst ist nur zu erkennen, daß sich wohl die meisten der Versammelten in trostloser Unkenntnis über die Ursachen des von ihnen bekämpften Uebels befanden. Als ein kleiner Fortschritt ist es zu bezeichnen, daß nicht nur vom Mädchenhandel nach überseeischen Ländern, sondern auch von dem in den europäischen Kulturstaaten selbst gesprochen wurde. Der Ehrenvorsitzende des schweizerischen Komitees, ein Berner Professor, sprach sich zwar gegen jeden Mädchenhandel aus, er schien aber den Urgrund des ganzen Uebels in den Bordellen zu suchen. Er sieht also nicht einmal ein, daß die öffentlichen Häuser eine Wirkung und nicht eine Ursache der Prostitution sind. Darüber läßt sich kaum ernsthaft diskutieren und wir wollen nicht die „Bordellfrage“ aufrollen. Der Herr Professor gab seinen Mitmenschen den vortrefflichen Rat, „das Tierische abzustreifen“ und kam dabei auf das Cölibat zu sprechen. Er meinte, die Handhabung des Cölibats durch den katholischen Klerus schade diesem gar nichts. Die Frauen, meinte er, sollten nicht so tolerant sein und sollten alle Männer von ihrer Umgebung fern halten, „die schon vom Mädchenhandel Gebrauch gemacht hätten“.

Das war der hervorragendste Geist der Konferenz, denn die anderen Geister erhoben sich nicht einmal zu seiner Weisheit. Nur einmal schien ein schwacher Lichtstrahl besserer Erkenntnis aufleuchten zu wollen; der Professor von Mayr, wohl derselbe, der einst als Bundesratsmitglied die unglückliche Aufgabe hatte, das Bismarcksche Tabakmonopol vor dem Reichstage zu vertreten, warnte vor einer allzu einseitigen Auffassung; man müsse, meinte er, als immer nur von Polizeimaßregeln die Rede war, auch die sozialen und ökonomischen Verhältnisse als „eine nicht zu unterschätzende Quelle des Mädchenhandels“ betrachten. Allein die Konferenz war auf einen solchen Standpunkt schlechterdings nicht zu erheben und blieb auf dem Niveau, das sie gleich anfänglich eingenommen hatte.

Wir wollen von vornherein den Mitgliedern der Konferenz das Zugeständnis machen, daß sie nach unserer Auffassung es ganz ehrlich meinen. Sie wollen aber ein Uebel aus der Welt schaffen, das mit der ganzen Gesellschaftsorganisation und mit der Klassenherrschaft im engsten Zusammenhange steht, und dabei wollen sie dies einzelne Uebel vom Ganzen losreißen und für sich allein behandeln.

Man mag sich die große Wahrheit nicht eingestehen, die längst von allen Einsichtigen erkannt ist, daß nämlich in jeder Gesellschaft, wo eine Klassenherrschaft besteht, die Prostitution eine ganz unvermeidliche Erscheinung ist. Sie mag die verschiedensten Formen annehmen, allein sie kehrt immer wieder, und keine Gewalt- und Polizeimaßregeln vermögen sie zu beseitigen. Klassenherrschaft ist zugleich immer Ausbeutung, welche den arbeitenden Klassen die Lebensbedingungen und den Kampf ums Dasein erschwert. Je weiter dies geht, desto mehr weibliche Elemente werden der Prostitution in die Arme getrieben. Es gibt unter den herrschenden Klassen auch Leute, die aufrichtig genug sind, die Prostitution für unentbehrlich zu erklären, denn dieselbe gehöre einmal zu den notwendigen Beigaben für den Genuß des Lebens.

Das eine schreckliche, wenn auch übertriebene Wort von Alexander Dumas: „Wir gehen in die allgemeine Prostitution!“ beweist unendlich mehr Kenntnis der Verhältnisse, als die langen Verhandlungen der Züricher Konferenz. Damit ist aber auch die größte Anklage gegen die bürgerliche Gesellschaft erhoben. Denn in der Behandlung des Weibes durch die herrschenden Klassen steckt noch viel Barbarei, auch wo sie sich hinter geschliffenen äußeren Formen verbirgt. Wir meinen nicht etwa die Benachteiligung des weiblichen Geschlechts vor dem Gesetze — nein, wir behaupten, daß alle Kulturvölker, so sehr auch ihre Dichter das weibliche Geschlecht verherrlicht haben, es unter dem Druck der Klassenherrschaft nicht vermocht haben, die weibliche Würde zu wahren. Unter den Tausenden, die alljährlich in den Schlamm der Prostitution hinabgestoßen werden, war weitaus die Mehrzahl veranlagt und berufen, gute Frauen und Mütter zu werden; die Gesellschaft aber, die verpflichtet wäre, die Schwachen zu schützen und zu stützen, überläßt sie nicht nur gleichgültig diesem Schicksal, sondern vereitelt auch grausam fast immer die Versuche, sich wieder aus dem Schlamme herauszuarbeiten.

Wenn man diese Tatsachen zugibt und die ganze ungeheure Schmach der Prostitution überblickt, dann muß man sich doch auch sagen, daß eine tiefgehende Umgestaltung unserer Zustände dazu gehört, um hier Besserung zu schaffen. Wenn man dies aber nicht begreift und im Dunkeln tappt, wenn man nur verbrauchte Redensarten und die herkömmliche Anrufung von Polizei und Strafgesetz zu bieten hat, dann tut man besser, die Hand von der Sache zu lassen. Wer nicht den Mut und in jenen Kreisen nicht die Selbstverleugnung hat, die Klassenherrschaft als die Ursache der Prostitution anzuklagen, der kann in diesen Dingen gar nicht mitsprechen, eben weil er keinen Begriff davon hat.

Die „oberen Zehntausend“ können sich auch gar nicht beklagen, wenn man ihren Kampf für die „Sittlichkeit“ nicht allzu ernst nimmt. Wir wiederholen, daß wir die Bestrebungen jener Züricher Konferenz, so verfehlt sie uns erscheinen, doch in der Hauptsache als gut gemeint anerkennen; aber es gibt auch eine Sittlichkeitsfexerei, die ins Lächerliche geht und die sich doch bei jeder Gelegenheit herandrängt, und nur abstoßend wirken kann. Hier zeigt es sich, wie weit man entfernt ist von ernster Auffassung und ernster Arbeit und darum kann auch nicht erwartet werden, daß wenigstens das Gebührliche geschieht, was geschehen könnte.

Die Prostitution ist die Kehrseite jener Medaille, die auf der Vorderseite die bürgerliche Moral trägt. Die letztere wird täglich von der ersteren ad absurdum geführt. In diesem Zustande wird die bürgerliche Gesellschaft weiter existieren müssen, bis man endlich so weit gekommen sein wird, dem Menschen bessere Garantien für seine Existenz, und zwar für seine menschenwürdige Existenz, zu verschaffen. Mit dieser Auflösung der alten Form wird man die Prostitution los werden und dem weiblichen Geschlecht wird damit die ihm gebührende Position errungen sein.

Damit sind wir an dem Punkte angelangt, wo uns der große Abgrund von den „oberen Zehntausend“ scheidet, mögen sie den Opfern der heutigen Zustände nun feindlich oder etwas wohlwollend gegenüberstehen.

## Von der Weltbühne.

**Glänzende Kavallerie-Attacken** gehören, wie man erst jüngst in Mecklenburg wieder erfahren konnte, noch immer zu den modernen „Kriegs“-Uebungen im Manöver, obwohl es keinem Zweifel unterliegt, daß im Ernstfall von den anprengenden Kavalleriemassen nur wenige mit dem Leben bezw. mit heiler Haut davonkommen würden. Mit der zur höchsten Leistungsfähigkeit gediehenen Entwicklung der Feuerwaffen, ihrer Schußweite, Durchschlagskraft und Treffsicherheit, haben sich denn auch die Stimmen sachkundiger Leute gemehrt, die der Kavallerie im Kriege nur noch eine minimale Bedeutung zuschreiben und für die Beschränkung dieser kostspieligen Waffengattung eintreten. Die Erfahrungen des Boerenkrieges schienen dieser Auffassung zu widersprechen, der Krieg in Ostasien aber bestätigt dieselbe als richtig. Russische Militärkritiker vertreten mit Entschiedenheit die Ansicht, daß sowohl die Kavallerie wie die berittene Infanterie sich für den Krieg im großen Maßstabe als vollständig unbrauchbar erwiesen haben. Die „Ruskija Wjedomosti“ schreibt darüber:

„Eine der traurigsten Erscheinungen der Schlacht bei Liaojang war die Wertlosigkeit der Kavallerie und selbst der berittenen Infanterie. Kuropatkin hatte in der südlichen Mandschurei eine Kavallerie, die derjenigen Oyamas um das Doppelte überlegen war. Außerdem hatte er nicht nur reguläre Kavallerie, sondern auch massenhaft Kosaken, zirkassische Hochländer und Grenzwachen. Dieses ganze Aufgebot an Kavallerie war nicht im stande, die Schlacht zu unseren Gunsten zu wenden. Soweit sich aus den kärglichen Nachrichten schließen läßt, gab unsere Kavallerie keine Zeichen aktiver Tätigkeit während der zwölftägigen Schlacht, und sie machte auch nicht einen einzigen Versuch, den Feind, dessen Schlachtlinie 60 oder 70 Werst lang war, zu überflügeln. Sie war ferner nicht im stande, gegen die rückwärtige Verbindung des Feindes zu operieren. Diese passive Rolle der russischen Kavallerie während des ganzen Feldzuges muß dem Beobachter auffallen. Bis jetzt erklärte man sie durch den gebirgigen Zustand des Kriegsschauplatzes. Bei Liaojang kamen aber die Armeen zum Teil in die offene Ebene, und diese müßte vorzügliche Gelegenheit für die Tätigkeit von Kavalleriemassen bieten. Trotzdem ein Drittel unserer Kavallerie bis zum August an den militärischen Operationen nicht teilgenommen hatte und deshalb frisch war, passierte bei Liaojang dasselbe, was früher bei Taschitschiao, bei Wafangau und Kulientscheng beobachtet wurde. Jedesmal beobachtete die Kavallerie die Flanken, und jedesmal umging die japanische Infanterie dieselben trotzdem. Den einzigen Dienst, den die Kavallerie bisher geleistet hat, war der, daß sie den Rückzug nach Mukden deckte. Es ist jetzt klar, daß die Rolle der Kavallerie ausgespielt ist und daß Lanze und Schwert in dem augenblicklichen Kriege keine Aussicht haben. Rekognoszierungen, Wachdienst in Stellungen, fliegende Posten, Beunruhigung der feindlichen Verbindungslinie, wenn diese unverteidigt ist — das sind die einzigen Dienste, die die Kavallerie noch leisten kann. Die berittene Infanterie, auf die man seit dem südafrikanischen Kriege so große Hoffnungen setzte, hat uns ebenfalls enttäuscht. Trotz ihrer Tapferkeit konnte diese Freiwilligen-Kavallerie den Japanern keinen Schaden tun und hielt Oyamas Vormarsch nicht für einen einzigen Tag auf. Einige erfolgreiche Rekognoszierungen, Hinterhalte und Arrieregardengefechte, das sind die Resultate der Tätigkeit unserer Freiwilligen-Detachements. Natürlich ist das nicht ihr Fehler. Der Krieg spielt sich auf fremdem Gebiet ab, die Armeen sind enorm, und ein Vergleich mit den Boeren, die ihr Vaterland verteidigten, ist ausgeschlossen. Der wichtigste Punkt ist in diesem Falle die genaue Kenntnis des Landes, und die kann man von den sibirischen Bauernburschen nicht erwarten. Weder Kavallerie noch berittene Infanterie kann den Russen helfen, sondern nur gut ausgerüstete Infanterie und Artillerie.“

**Die Entwicklung der Reichseinnahmen** im laufenden Jahre läßt sich für die Reichskasse durchaus nicht gut an. Der Monat August hat für die Zölle wieder ein Weniger, und zwar von 2,7 Millionen Mark gegenüber dem gleichen Monate des Vorjahres erbracht. Das Weniger für die ersten fünf Monate des laufenden Finanzjahres erhöht sich dadurch auf 6,2 Millionen Mark. Während nach dem Etatsansatze sich die Fünfmonatseinnahme bei den Zöllen auf 212,5 Millionen Mark belaufen soll, hat sie tatsächlich 189,5 Millionen Mark oder 23 Millionen Mark weniger betragen. Ungünstig gestaltet sich bisher auch die Entwicklung bei der Maischbottichsteuer, obschon sie immer noch besser ist, als im Vorjahre. Während bei der Maischbottichsteuer-Einnahme Ende August 1903 ein Defizit von 3,3 Millionen Mark verzeichnet werden mußte, beläuft es sich Ende August 1904 auf 0,8 Millionen Mark, gegenüber einem Etatseinnahmeansatze von 14,7 Millionen Mark aber, den der Reichstag eingestellt hat, ist das Ergebnis durchaus nicht befriedigend. Von den durch den Reichstag erhöhten Ansätzen entspricht einzig und allein die Zuckersteuer bisher den auf sie gesetzten Erwartungen. Auch im Monat August hat sie ein Mehr gegenüber dem gleichen Monate des Vorjahres, und zwar in Höhe von 1,6 Millionen Mark zu verzeichnen gehabt. Sie war Ende August mit einer Gesamteinnahme von 53,3 Mill. Mark über die Fünfmonatseinnahme des Etatsansatzes um 5,3 Millionen Mark hinausgewachsen, so daß sie, wenn die gleiche Entwicklung anhält, noch einen Ueberschuß über die durch den Reichstag eingesetzte Etatseinnahme von über 10 Millionen Mark ergeben würde. Ein solcher Ueberschuß würde aber bei weitem nicht ausreichen, das Defizit bei den Zöllen auszugleichen, falls dieses sich auf der bisherigen Höhe hält.

**Agrarier und Handelsverträge.** Eine am Sonntag in Monzingen abgehaltene Wahlkreisversammlung des Bundes der Landwirte für den Wahlkreis Kreuznach-Simmern beschloß eine Resolution, in welcher der Erwartung Ausdruck gegeben wird, „daß die verbündeten Regierungen dem Reichstage nur solche Handelsverträge vorlegen werden, in welchen der von einer Zweidrittelmajorität des Reichstages vor zwei Jahren für nötig erachtete Zollschutz für Viehzucht, Wein- und Gartenbauerhalten geblieben ist. Vor allen Dingen aber erwartet die Versammlung, daß in Rücksicht auf die Erhaltung der Gesundheit unserer Viehbestände unter keinen Umständen Viehseuchenkonventionen mit ausländischen Staaten abgeschlossen werden. Die Versammlung spricht ihr Vertrauen dazu aus, daß bei Beratung der neuen Handelsverträge im Reichstage die vielen der deutschen Landwirtschaft bei den letzten Wahlen gegebenen Versprechungen endlich einmal gehalten werden. Sie erwartet von den Abgeordneten, die der Landwirtschaft wirklich helfen wollen, daß sie den neuen Handelsverträgen nur dann zustimmen, wenn dieselben für alle Zweige der Landwirtschaft ausreichende Zölle enthalten.“

Die Herren Agrarier wollen sich also von den unter flagrantestem Rechtsbruch erkämpften Zollsätzen des Tarifs, soweit die Landwirtschaft daran interessiert ist, nichts abhandeln lassen.

**Gegen den Sackkanal** vom Rhein bis Hannover wendet sich in der agrarischen „Deutschen Tagesztg.“ ein Herr Franz v. Bodelschwingh mit der Befürchtung, daß nach Annahme der Strecke bis Hannover alsbald die Agitation für die Fortführung bis zur Elbe mit aller Kraft einsetzen werde. Er beruft sich dafür auf eine Reihe in der ersten Lesung der Kanalvorlage gefallener Aeußerungen und auf Auslassungen der liberalen Presse und schreibt dann weiter:

„Um Gründe, den Weiterbau bis zur Elbe als notwendig hinzustellen, wird man nicht verlegen sein. Die Regierung gibt eine gewisse Handhabe dazu in der Aeußerung des Herrn Finanzministers, daß der Verkehr auf dem Kanal bis Hannover naturgemäß nicht so bedeutend und nicht so hervorragend sein könne, wie auf dem früher geplanten Mittellandkanal. Bekanntlich ist es noch fraglich, ob infolge der Beschränkung auf das Teilstück die beteiligten Provinzen die von ihnen geforderten Leistungen bezw. Garantien übernehmen werden. Wenn sie es tun, so werden sie später in der mangelnden Rentabilität des Kanals eine leichte Handhabe finden, den Weiterbau zu fordern. Der Abgeordnete Graf Moltke betonte trotz seiner Zustimmung zu der Vorlage, daß aus dem Transitverkehrkanal nunmehr ein Lokalverkehrkanal geworden sei, über dessen Rentabilität man allerdings im Zweifel sein könne. Schwer ins Gewicht fallen werden auch die Beschwerden der Provinz Sachsen, als deren Anwalt der nationalliberale Abgeordnete Zuckschwerdt vergebens nach Gründen suchte, weshalb man den Kanal nicht bis zur Elbe fortführen wolle. Er betonte unseres Erachtens mit Recht, daß der sächsischen Braunkohle auch durch das Teilstück bis Hannover erhebliche Konkurrenz gemacht werden würde. Er dürfte auch Recht haben mit der Behauptung, daß die Industrie des nördlichen Teils der Provinz Sachsen, und damit insbesondere die Stadt Magdeburg, durch die Bevorzugung Hannovers erheblichen Nachteilen ausgesetzt sein werde. Wenn nun auch gewiß die Landwirtschaft der Provinz Sachsen kein Verlangen nach der Weiterführung des Kanals tragen wird, so dürften doch, wie die Dinge nun einmal liegen, die Wünsche der Industrie der Provinz Sachsen bei der Regierung schwer ins Gewicht fallen. Alle diese Momente sprechen für die Wahrscheinlichkeit, daß der Annahme des Teilstückes bis Hannover in nicht ferner Zeit der Vorschlag der Fortführung bis zur Elbe folgen wird. Deshalb bleibt für alle überzeugten Gegner des Mittellandkanals nur die Wahl, entweder das Teilstück bis Hannover abzulehnen, oder aber ihre gute Ueberzeugung alsbald von neuem im Kampf mit den Anschauungen der Regierung zu sehen, dann aber, wie man nicht verkennen möge, mit weit geringeren Chancen für den Sieg der ersteren.“

Die Darlegungen sind durchaus logisch und bestätigen nur, was schon früher von Kanalfreunden gesagt wurde. Sie sprechen aber gegen den Bau des Teilkanals nur insofern, als er eben Teilkanal bleiben soll, und kennzeichnen den Rückzug der Regierung vor den Agrariern als allen vernünftigen Anforderungen widersprechend. Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß die Agrarier sich durch das Manöver mit dem Sackkanal, der nach seiner Fertigstellung förmlich nach seinem Schlußstück „schreien“ wird, nicht täuschen lassen werden.

**Herr von Mirbach** hat zur Rechtfertigung seiner viel angegriffenen Sammeltätigkeit für kirchliche Zwecke und seiner merkwürdigen Geldgeschäfte mit verkrachten Banken eine „Denkschrift“ verfaßt, die zwar nicht öffentlich publiziert worden, aber dem „Berl. Tagebl.“ anonym zugegangen ist, das aus dem Inhalt einiges mitteilt, das nicht ohne Interesse ist, weil es für die Beurteilung der Mitwirkung des Ministers v. Hammerstein von Belang ist.

Die Denkschrift hebt, wie das „B. T.“ berichtet, die Verdienste des Freiherrn v. Mirbach um die innere Mission und den Bau neuer Kirchen gebührend hervor. Ueber zehn Millionen Mark hat der evangelisch-kirchliche Hülfsverein seit 1888 bis 1903 für Stadtmissionen und ähnliche Einrichtungen aufgewendet; dazu kommen 55 Kirchen, die 31 Millionen Mark erforderten.

Ueber die Korrespondenz mit den Oberpräsidenten zur Ausschmückung der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche schreibt v. Mirbach:

„Der Vorstand des Kirchenbauvereins entwarf im Februar 1902 ein an unsere Mitglieder und Freunde des Kirchenbauvereins und des Evangelisch-kirchlichen Hülfsvereins zu richtendes Schreiben und bildete zunächst ein großes Komitee für Berlin, dem 242 Mitglieder beitraten, unter ihnen die ersten Staats- und Hofbeamten und viele angesehene, einflußreiche Herren aller Kreise. Der Vorstand beschloß ferner, da der Kirchenbauverein für das ganze Land arbeitet, ebensolche Komitees in allen Provinzen zu bilden. Dazu mußte er sich, wie dies jeder Verein zu tun hat und es unzählige jährlich tun, an die Oberpräsidenten wenden. Dies war bei uns noch um so gewiesener, als sämtliche Oberpräsidenten bis auf einen seit langen Jahren Mitglieder des Evangelisch-kirchlichen Hülfsvereins sind. Im Auftrage des Vorstandes richtete ich daher an die Oberpräsidenten die Anfrage, ob sie geneigt seien, einem derartigen Komitee beizutreten und zu seiner Organisation uns aus den Provinzen einige geeignete Herren zu bezeichnen. Das geschah. An alle wurde dann

---

[3] (Nachdruck verboten.)

## Nellys Millionen.

Ein fröhlicher Roman von Wilhelm Hegeler.

II.

Früh Morgens dampfte Peter mit der Saalbahn ab. Nach zwei Tagen erhielt der Pastor von ihm einen Brief, worin er sich für all das Gute, das ihm in diesem Hause zuteil geworden, bedankte. Dann aber kam noch eine erstaunliche Mitteilung.

„Hurra, ich bin Primaner! Primaner, Herr Pastor. In der Eisenbahn habe ich es mir überlegt. Ich dachte, wenn Du beim Herrn Pastor nur soviel gelernt hättest, wie jeder Junge in der Schule lernt, so würdest Du ihm wenig Ehre machen. Also frisch gewagt und mit dem Kopf zuerst ins Examen für Prima gesprungen. Das Schlimmste, was Dir passieren kann, ist, daß Du nach Sekunda durchfällst. Ich sprang, und bums! blieb ich in Prima sitzen.“

Der gute Boerenbusch war ganz aufgeregt, als er den Brief vorlas.

„Dieser Racker!“ sagte er, indem er mit seinem langen Pfeifenrohr sich den Kopf kraulte. „Dieser Racker, der bringt es fertig und springt am Auferstehungstage gleich in Abrahams Schoß, während unsereins noch vor dem jüngsten Gericht zittert und bebt . . . Ein ganzer Racker ist er! Aber wie's mich freut, daß er auf diese Weise seiner Mutter ein Jahr Schulgeld spart!“

Nach dem Abendessen holte er dann eine Flasche Stachelbeerwein herauf, und die ganze Familie trank auf das Wohl des neugebackenen Primaners.

Als die Gläser zusammenklangen, freute sich niemand mehr als Nelly.

„Das will ich meinen,“ dachte sie, „daß der Peter obenauf ist. Gewiß hat er den Lehrern etwas vordeklamiert und ihnen einen furchtbaren Respekt eingejagt.“

Peter war nun ins Leben hinausgekommen. Und in den Jahren, die folgten, hatte er Gelegenheit genug, sich mit den Sorgen und Tücken, die dieser „Hannes Klotz“ ihm bereitete, herumzuschlagen.

Er wohnte bei einem biederen Bäckermeister. Zuerst hatte man ihm ein Zimmer im selben Stock mit anderen Mitmenschen gegeben, die Ruhe und Schlaf für etwas der Nacht Heiliges hielten. Wie er aber eines Abends spät als König Lear alle Flüche der Welt auf seine undankbaren Töchter herabrief und im Wahnsinn zu toben begann, da überredete man ihn, doch lieber auf dem Söller zu ziehen, wo er in der Nachbarschaft von Kornsäcken, Mäusen und Ratten selbst als Franz Moor niemanden im Schlaf störte.

Ein Mensch, der einige Phantasie besitzt und von einer Dachkammer aus die Welt betrachtet, fängt mit Notwendigkeit an zu dichten. Peter folgte seinem Schicksal. Er schrieb ein dickes Heft mit leuter Versen voll, die ihn ebenso schön wie Heines Verse dünkten, und die mit diesen auch wirklich außerordentlich viel Aehnlichkeit hatten. Er reimte „Liebe“ auf „Triebe“ und „Schmerz“ auf „Herz“ und war der Ueberzeugung, daß diese gefühlvollen Endsilben sich noch bei keinem Poeten so wundervoll gereimt hätten wie bei ihm. Als sein erster Wunsch sich erfüllte, und er vom mündlichen Examen befreit wurde, da hatte er auf den zweiten Wunsch, Schauspieler zu werden, schon verzichtet. Seine Sehnsucht vertiefte sich. Nicht mehr die Gestalten anderer wollte er nachbilden, sondern selbst welche schaffen. In seinem Geiste bildete sich schon eine Welt der Einbildung, wenn auch noch alles im Nebel lag.

Als aber dann das enge Schulzimmer sich einmal hinter ihm geschlossen hatte, wußte er in der ersten Zeit überhaupt nicht, was er wollte, weil er alles wollte. Er hätte zehn Menschenkräfte und zehn Menschenalter bedurft, um das alles auszuführen, was sein Geist als Zukunftsbilder ihm vorspiegelte.

Die ersten Semester der Universität tobte seine überschäumende Kraft sich in den abenteuerlichsten Streichen aus. Er warf mit dem Gelde um sich, als wenn er, Gott weiß, wieviel im Vermögen hätte. Dann aber kam er mit einem Mal zu sich selbst. Wie jemand nach einem tollen Tanz, nach einer wilden, den Saal durchrasenden Polka, wenn die Musik plötzlich schweigt, stille steht und nicht mehr weiß, wo er ist — so stand er da, als die Musik seiner Talerstücke ausgeklungen hatte, und sein Beutel leer war: ihn schwindelte, er erkannte die Welt nicht wieder, die er wie in einer ewigen Fastnacht durchtollt hatte.

Bettelarm befand er sich ganz allein in Berlin. Und nun mußte er einen furchtbaren Kampf mit dem Leben bestehen. Die ungeheure Stadt selbst nahm für ihn die Gestalt des Lebens an. Aus tausend Händen reichte sie ihm die Fülle ihrer Schätze dar, wenn er aber begehrend die seine darnach ausstreckte, so zogen sich jene wie die Krallen eines Geizigen nur noch fester zusammen.

„Gibt!“ sagte Peter.

Aber der Geizhals von Leben antwortete höhnisch: „Wer nichts hat, dem wird auch nichts gegeben.“

Er wurde nun einer jener Literaten, die für ihre künstlerischen Ideale hungern, die an mageren Wirtshaustischen Bacchanale der Phantasie feiern, und die die Welt aus den Angeln heben möchten mit einer Feder und einem Stück Papier.

Seine Freunde waren ebenso arm wie er selbst. Aber sie hatten sich des Geldes so sehr entwöhnt, daß sie es kaum noch entbehren. Da die meisten Leute von Geist waren, wußten sie sich immerhin noch ziemlich durchzuschlagen, und manchmal kosteten sie sogar an reicherer Leute Tischen diese und jene Freuden.

Peter aber lernte während dieser Zeit, in der er täglich um sein Leben kämpfen mußte, einen förmlichen Haß gegen die Armut. Er verfluchte die Entbehrung. Und je mehr er entsagen mußte, desto brennender richtete sein Auge sich auf das Schöne, das ihm auf immer verschlossen schien. Schließlich aber, als er schon verzweifelte, hatte ein Roman von ihm Erfolg. Nun bekam er plötzlich die Taschen voll Geld. Doch die Angst vor der Armut war ihm geblieben, so daß er seine Mittel mit weiser Mäßigung einteilte.

Er machte eine Reise nach dem Süden und kam auf seiner Kreuz- und Querfahrt durch die Schweiz an den Genfer See. Und dort in der weißen Stadt, die an den Nebengestaden dieses blauen Wassers ihre vielgestaltigen Türme aufbaut, ließ er sich nieder. Hier fand er neue Lebensfreude, und die Beklemmung schwand, die das ungeheure Berlin um seine Seele gelegt hatte.

In der ganzen Zeit hatte er seine Jugendfreundin nur ein einziges Mal gesehen, als er nach bestandenem Examen einen Tag im Pfarrhaus vorsprach. Die beiden hatten die alten Erinnerungen wieder geweckt. Aber dem jungen Mann, der fiebernd an der Schwelle des Lebens stand, schien die Jugend blaß und verschwommen. Lächelnd hatte er über die Spiele von früher gespottet.

Nelly blieb im Pfarrhaus. Mit sechszehn Jahren war sie eine wilde Hummel, die auf Bäumen herumturnte, mit Hektors Hülfe des Nachbars Schweine aus dem Garten trieb, wacker im Hause half und allen eine Freude war. Im großen und ganzen lebte sie sorglos in den Tag hinein. Als dann aber im Laufe der Jahre alles das Gleiche blieb, alles sich wiederholte, das Grünen und Vergilben der Blätter, die Predigten des Herrn Pastors und der Küchenzettel seiner Frau, da überfiel sie eine merkwürdige Sehnsucht nach etwas Neuem, etwas Großem, das ihr Inneres bis in den tiefsten Grund hätte erschüttern können. Sie war im Alter, wo die jungen Mädchen sich verlieben. Und da ihr Herz zur Liebe geschaffen war, sie aber niemanden wußte, mit dem sie es hätte ausfüllen mögen, so kehrte sie zu den alten Jugenderinnerungen zurück. Sie suchte die Lieblingsplätze von früher wieder auf. Wenn sie nun Schiller oder Shakespeare wieder las, so hörte sie Peter reden. Und niemals konnte sie einen Gravensteiner essen, ohne mit Wehmut seiner zu gedenken. Aber ihr teuerstes Besitztum, aus dem sie neues Leben, neuen Schwung und neue Sehnsucht sich holte, waren seine Bücher, die er dem Pfarrer schickte und die dieser mit mannigfachem Kopfschütteln las, um sie dann in dem dunkelsten Winkel seiner Bibliothek verschwinden zu lassen. Wenn Nelly sie lesen wollte, setzte der alte Herr ein feines Lächeln auf und meinte:

„Wart noch ein Jährchen! Wart noch ein Jährchen! Die Bücher laufen Dir ja nicht davon.“

Sie aber war nicht faul und machte sich heimlich darüber her. Sie las sie einmal und las sie dann immer wieder. Und dies schwache Echo von Peters Leben wurde ihr ein großer, starker Klang, aus dem sie den ganzen Menschen und sein ganzes Dasein zu hören glaubte. Sie beschäftigte sich fort und fort mit dem Fernen und folgte im Geiste all seinen Wegen.

Aber in dem Winter, als sie achtzehn Jahre alt wurde, begann sie an der Inhaltslosigkeit ihres Lebens zu kränkeln. Sie verlor die schönen Farben, litt an Blutarmut und magerte ab. Der Arzt, den man holte, meinte, eine Luftveränderung würde ihr wohltun.

Der Herr Pastor schrieb hierüber an Nellys Tante Ida — und das hatte einige große Veränderungen in dem Schicksal des jungen Mädchens zur Folge.

(Fortsetzung folgt.)

## Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Breslau, 20. September 1904.

Der Montag Nachmittag sowie der ganze Dienstag waren den Arbeiten der einzelnen Abteilungen gewidmet. Aus den dort gehaltenen Vorträgen können wir bei der großen Fülle — es werden in 30 Abteilungen etwa 600 Vorträge gehalten, von denen die meisten übrigens nur fachwissenschaftliches Interesse haben — nur einige besonders erwähnen. Dahin gehört zunächst der von Dr. Thalwitzer aus Kötschenbroda in der Abteilung für Militär-Sanitätswesen gehaltene: Der Parademarsch. Dr. Th. zeigte an der Mechanik des Parademarsches seine Unzweckmäßigkeit. An der Hand eines reichen statistischen Materials legte er dann die jedem Sanitätsoffizier wohl bekannten Nachteile des Parademarsches dar, der nach seiner Meinung den Vorschriften des Exerzier-Reglements durchaus nicht entspricht. Mehr als 14000 Fälle von Fußgeschwulst wurden in einem Jahre behandelt, von denen mindestens 60 pZt. dem Parademarsch zur Last fallen. Dazu kommen Sehnenscheiden-Entzündungen am Schienbein, Kniegelenk-Entzündungen und auch Herzaffektionen. Nicht selten ist der Parademarsch auch die mittelbare Ursache bei aktivem Gelenkrheumatismus. Viele Rekruten können den Parademarsch infolge leichter Abweichungen im Bau des Fußknies oder Hüftgelenkes durchaus nicht erlernen; diese ergreift oft eine tiefe Niedergeschlagenheit, welche zu einer geistigen Verfassung führt, die nahe an Psychose (Geisteskrankheit) grenzt. Selbstverstümmelungen und Fahnenflucht als Folgen dieser durch den Parademarsch hervorgebrachten Stimmung sind vielfach beobachtet worden. Der Vortragende schloß mit den Worten: „Der Militärarzt wird die Abschaffung des Parademarsches vom ärztlichen Standpunkte aus immer wieder dringend befürworten müssen.“ Trotz dieses verständigen und gewiß sehr beachtenswerten Urteils von militärärztlicher Seite glauben wir nicht, daß der Zopf des Parademarsches in der deutschen Armee beseitigt wird; auf den Drill, der in ihm vorzüglich zur Geltung kommt, verzichten die Offiziere der kapitalistischen Gesellschaft nicht, sie brauchen Soldaten, die sich nicht als Menschen fühlen, sondern Maschinen sind.

In der Abteilung für Anatomie und Physiologie sprach Dr. Magnus Hirschfeld-Charlottenburg in